

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 10

Herausgegeben von

Elisabeth Dietrich-Daum, Werner Matt,

Wolfgang Weber und Carlos Watzka

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Wien: Verlagshaus der Ärzte, 2011



Christian Baudelot, Roger Establet, Suicide. The Hidden Side of Modernity. Cambridge- Malden (Polity Press) 2008, 210 Seiten

Rezension von Carlos Watzka

Mit der englischen Übersetzung des zuerst 2006 in französischer Sprache erschienenen Werkes der beiden Soziologen Christian Baudelot und Roger Establet ist eines der bedeutendsten Werke der jüngeren sozialwissenschaftlichen Suizidforschung einem weiteren internationalen Publikation zugänglich gemacht worden.

Neben dem unbestreitbaren Nutzen für die gegenwartsbezogene Suizidologie bietet diese Monographie wichtige und vielfältige Aufschlüsse auch für historisch orientierte Arbeiten zum Thema der Selbsttötung: Der englische Untertitel liefert bereits das auch in dieser Hinsicht zentrale Stichwort: Modernität bzw. Modernisierung. In insgesamt 11 Kapiteln gehen die Autoren der Frage nach, inwieweit Suizid, soziale Strukturen und gesellschaftlicher Wandel in Zusammenhang miteinander stehen, und verweisen auf erhebliche Veränderungen im historischen Verlauf: „There is only a very partial overlap between the social picture of suicide in the nineteenth century and in the twentieth.” (S. 12)

Im (unnummerierten) Einleitungskapitel „Suicide and Society” (S. 1-12) werden einige grundlegende Informationen zum Thema gegeben: Suizid ist in allen Gesellschaften ein seltenes Phänomen, betrifft aber dennoch, wenn man die Lebenszeit-Wahrscheinlichkeiten betrachtet, 1 bis 2 % der Bevölkerung europäischer Gegenwartsgesellschaften. Die sozialpsychologische Bedeutung von Selbsttötungen ist zudem, verglichen mit der relativen Seltenheit ihres Vorfalles, eine große; und alle, sowohl europäischen, als außer-europäischen Gesellschaften kennen das Phänomen. Erörtert werden weitere methodische Fragen, insbesondere im Hinblick auf die Gültigkeit von (amtlichen) Suizidstatistiken.

Kapitel 1 (S. 13-22) widmet sich sodann der Frage „Does Poverty Protect?”. Die Autoren zeigen darin eine komplexe, aber nur auf den ersten Blick paradoxe Konstellation auf: Zum einen zeigen internationale Vergleiche einen deutlichen positiven Zusammenhang zwischen dem Bruttoinlandsprodukt eines Staates und der Höhe der Suizidrate, zum anderen zeigen innerstaatliche Vergleiche zumindest für den Bereich der industrialisierten Staaten, dass es jeweils die ärmeren Regionen, Gemeinden und sogar Stadtteile sind, die im Vergleich zu begünstigteren Gebieten tendenziell deutlich höhere Suizidraten aufweisen.

In Kapitel 2 – „Take off ...”, S. 23-35 – wird dann die Problematik des Zusammenhangs von Suizidalität und Modernisierung näher ausgebreitet, und zwar zunächst am Beispiel der beiden 'aufsteigenden Mächte' par excellence der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Indien und China. Die hierbei zentralen Erkenntnisse finden sich bereits in den Abschnittsüberschriften: „India 1950-2000: an economic giant is born and

suicide takes off' und „1980-2000: China awakens and suicide rates rise“. In China sind derzeit etwa 20 % aller Todesfälle im Alter zwischen 15 und 34 auf Selbsttötungen zurückzuführen. Für die 'aufholende Modernisierung' Asiens im späten 20. Jahrhundert scheinen sich also die Grundthesen Durkheims, gewonnen an seiner Analyse der europäischen Entwicklung im späten 19., zu bestätigen: „modernity results in individualism and individualism results in suicide.“ (S. 33) Andererseits kam es, wie die Autoren zu Recht hervorheben, in Europa nach dem Erscheinen von Durkheims fundamentaler Studie (1897) keineswegs zu einem monotonen, bis heute anhaltenden weiteren Anstieg der Suizidhäufigkeiten, trotz sicherlich nicht abnehmenden Individualisierungstendenzen.

Der Erhellung dieses Umstandes widmet sich Kapitel 3 („The Great Turning Point“, S. 37-60): Baudelot und Establet liefern hier eine höchst wichtige Beobachtung: „In the nineteenth century suicide was an urban phenomenon; rates are now lowest in metropolitan cities such as London, Paris and New York. It is as though the twentieth century had developed new ways of protecting individuals.“ (S. 37) Die rapide Modernisierung des 19. Jahrhunderts, mit all ihren negativen Effekten bis hin zu den hohen Suizidraten, beginne damit nun als eine Übergangsphase zu erscheinen. Und wie auch immer die Zusammenhänge eigentlich zu erklären seien, der Rückgang der Selbsttötungsraten in den ökonomisch am meisten 'entwickelten' europäischen Staaten ist jedenfalls ein realer: Die Suizidraten etwa in Frankreich hatten ihr (bisheriges) 'Allzeithoch' im Zeitraum zwischen 1890 und 1910, mit Werten von bis zu 25 oder 26 (Suizide pro 100.000 Einwohner und Jahr). Diese Entwicklung zurückgehender Suizidraten, deren Anfänge mancherorts schon bald nach 1900 einsetzt, wird von den Autoren, auf Grundlage zahlreicher früherer empirischer Erhebungen sowie eigenen Auswertungen statistischen Materials, nicht zuletzt als Folge sich verändernder allgemeiner Lebensbedingungen betrachtet: „The big cities were gradually becoming more human and more civilized.“ (S. 42) Allerdings, auch darauf weisen Baudelot und Establet hin: Der Rückgang der Selbsttötungshäufigkeiten verlief im westlichen und mittleren Europa im 20. Jahrhundert keineswegs linear. Im Gegenteil musste für etliche Staaten nach einer Periode deutlichen Rückgangs in den 50er und 60er Jahren ein teils massiver, erneuter Anstieg in den 1970er bzw. 1980er Jahren konstatiert werden. Diese Schwankungen stehen, wie die Autoren nachweisen können, in einem gewissen Zusammenhang mit der Entwicklung der Kaufkraft, sind aber offensichtlich auch von anderen Faktoren abhängig.

Kapitel 4 – „The Trente Glorieuses“, S. 61-79 – setzt die Untersuchungen zum Zusammenhang von ökonomischem Wandel und Suizidalität fort: Offenbar bringe derselbe gewisse Veränderungen mit sich – Bedeutungsverlust der Religion, Auflösung traditioneller Familienbande u.a. –, die 'suizidfördernd' seien, aber auch andere, welche in die Gegenrichtung wirkten; die letzteren würden vielleicht, so eine bemerkenswerte Hypothese der Autoren, erst langfristiger wirksam werden, als die ersteren. Diese potentiell suizidprotektiven Auswirkungen des Modernisierungsprozesses fassen Baudelot und Establet mit dem Begriff „creative individualism“ zusammen, wobei sie sich u.a. auf die Postmodernismus-Forschungen von Ronald Inglehart stützen: Wohl würden sich traditionelle Ordnungen auflösen, die postmodern-individualistische Gesellschaft kreierte aber ihre eigenen, neuen, im Bereich des Familienlebens ebenso, wie in der Arbeitswelt. Solche neuen Einstellungs- und Handlungsmuster lassen sich in den sozio-kulturellen Zentren der 'Postmodernisierung', den Städten und den oberen Dienstleistungsschichten, besonders deutlich feststellen.

In Kapitel 5 – „The Soviet Exception“, S. 80-99 – folgt sodann die Erörterung eines Sonderweges, jenes des ehemaligen 'Ostblocks', und dies wiederum unter historisch-langfristiger Betrachtung: Zunächst wird auf die bedrückende, derzeitige Situation hinsichtlich Suizid, insbesondere Suizid von Männern, in diesen Staaten verwiesen: Die Selbsttötungsraten der männlichen Bevölkerung erreichen Werte von 60 bis 80 je 100.000 Einwohner und Jahr. Als potentiell verursachender Faktor wird, neben dem Aspekt der negativen ökonomischen Entwicklung besonders seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion, auch hoher Alkoholkonsum thematisiert. Jedoch verweisen die Autoren auch auf den bislang wenig bekannten Umstand einer langen Tradition hoher Suizidraten in der ehemaligen Sowjetunion. Es scheint, als seien die Zahlen schon unmittelbar nach der Machtübernahme durch die KP rasch angestiegen, besonders in den großen Städten und bei den administrativen und intellektuellen Eliten. Innerhalb der KP nahm das Problem des Suizids schon in den 1920er Jahren derartige Ausmaße an, dass sich die Parteiführung zu spezifischen Kampagnen gegen diese 'Epidemie' veranlasst sah, freilich mit wenig Erfolg. Verlässliche Daten fehlen aber für die Zeit zwischen ca. 1930 und 1960; für die Phase danach konnten neuere Forschungs Kooperationen französischer und russischer Demographen aber mittlerweile nachweisen, dass sich die Suizidrate in der Sowjetunion bereits seit 1965 in deutlichem, stetigen Anstieg befand, unterbrochen lediglich durch einen –scharfen, aber kurzfristigen – Rückgang in den Jahren der 'Perestrojka'.

Anschließend an diesen Exkurs, der die Bedeutung sowohl politischen wie ökonomischen Strukturwandels besonders klar darstellen konnte, führen die beiden französischen Soziologen ihre Argumentation mit Bezug auf Westeuropa weiter. Kapitel 6 – „The Oil Crisis and Suicide amongst the Young“, S. 101-122 – arbeitet die unterschiedlichen Effekte ökonomischen und generell gesellschaftlichen Wandels auf unterschiedliche Alterskohorten heraus, und stellen für die französische Situation einen massiven Bruch in der Mitte der 1970er Jahre fest: „Individuals who were born after 1955, whose suicide rate at the ages between 20 and 40 is much higher than for their elders, discover, when they begin work, a world that is very different to the one experienced by their elders: no upward mobility, a relative fall in income, mass unemployment, rising rates of poverty. The social content of a whole life stage, namely youth, has [...] changed drastically.“ (S. 107) Im weiteren Verlauf werden ähnliche Veränderungen, mit gewissen Differenzen in der genauen zeitlichen Verortung, anhand von statistischem Material für die meisten Staaten des westlichen Europa, konstatiert. Zugleich werden in diesem Kapitel auch Schichtunterschiede näher thematisiert: „the ability to predict the healthcare we might need is determined by the capital, in particular the cultural capital at an individual's disposal. The differences between managers and workers has [sic] less to do with the symptoms they complain of than in the strategies they use when they consult doctors. [...] Consulting a psychiatrist and foreseeing the risks associated with [...] depression are not behaviors that are equally socially acceptable or expected in the town and in the countryside, in city centres or on suburban estates.“ (S. 107f.)

Diese Aspekte der Untersuchung werden sodann in Kapitel 7 – „Suicide and Social Class: An Overview“, S. 123-139 – noch vertieft, indem Analysen auf regionaler und individueller Ebene ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Die hier in Zusammenschau präsentierten empirischen Erhebungen aus unterschiedlichen Staaten zum Zusammenhang von Suizidrisiko und Schichtzugehörigkeit liefern ein in der Tendenz eindeutiges Bild: Die Suizidhäufigkeiten sowohl der hinsichtlich Einkommen,

Bildung und beruflichem Status 'schwächsten' Schichten sind heute weit höher, als jene der mittleren und oberen Gesellschaftsschichten: „The rich are spared and the poor are at risk.” (S. 127) Allerdings stellt sich diese Konstellation erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts ein; in den Gesellschaften des 19. Jahrhunderts waren die rückständigsten Schichten und Regionen noch jene, die von der Suizidalität am wenigsten betroffen waren. Auch für die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten gilt es aber zu differenzieren, wie sich etwa bei der Untersuchung der Assoziation von Arbeitslosigkeit und Suizidrisiko zeigt: „There is nothing universal about the link between unemployment and suicide”, stellen Baudelot und Establet zurecht fest (S. 133). Die Effekte der ersteren auf das zweite unterscheiden sich vielmehr deutlich nach Geschlecht, nach Alter und – last not least – nach dem jeweils gegebenen staatlichen oder privaten (bes. familiären) System sozialer Sicherung. Als besonders aufschlussreich erweisen sich weiters die Ausführungen der Autoren zu den Suizidrisiken unterschiedlicher Berufsgruppen, wobei vor allem die großangelegten empirischen Untersuchungen von Nicolas Bourgoïn sowie dem INED zur Situation in Frankreich zwischen ca. 1970 und 1995 referiert werden: Hierin zeigt sich, dass Landarbeiter und Hilfsarbeiter in Industrie und Handwerk die höchsten Suizidraten unter den zahlenmäßig starken Berufskategorien aufweisen, gemeinsam mit unqualifizierten Berufstätigen in der Beamtenschaft (vgl. S. 136f.). Jedoch wird deren Suizidrate, zumindest in den frühen 1990er Jahren, noch übertroffen von der von geschäftsführenden Managern. Insgesamt ergibt eine soziologische Analyse der gravierenden Differenzen in diesen Bereichen: „the economic and social factors that influence suicide [risk] are to be found in the social value attributed to individuals both by society and by themselves.” (S. 139)

An diesen Beobachtungen schließt das folgende, 8. Kapitel an („The Twentieth Century: Greater Protection for the Ruling Classes”, S. 141-160): hierin wird nochmals auf die gesellschaftliche Ungleichverteilung der Suizidraten im 19. Jahrhundert Bezug genommen; insbesondere die Bildungseliten (Intellektuelle, Mediziner, Juristen usw.) waren damals weit stärker als heute von Selbsttötungen betroffen. Es muss aber festgehalten werden, dass auch das städtische Proletariat sehr hohe Suizidraten aufwies. Die Frage nach schichtspezifischen Suizidraten wird hierbei u.a. anhand der – besonders reichhaltig vorhandenen – US-amerikanischen Daten untersucht; dies führt Baudelot und Establet schließlich zu einer näheren Differenzierung auch des Begriffes der „Armut”, welche das Verhältnis des Armen und seines gesellschaftlichen Umfeldes mitberücksichtigt: „Becoming poor in a rich society [...] leads to much greater suffering than being poor in a poor society.” (S. 155) Hier wird das schon aus der strukturfunktionalistischen Soziologie bekannte Phänomen der 'relativen Deprivation' angesprochen (ohne freilich als solches bezeichnet zu werden). Die Autoren folgern: „Suicide is revealing: it exposes deep divides between the top and bottom of the social scale in terms of health, life expectancy and well-being.” (S. 156), und sie verweisen, mit Bourdieu, auf die grundlegende Bedeutung der sozialen Teilhabe, der Teilnahme am 'sozialen Spiel' für die individuelle psychische Gesundheit: „[...] joining in a social game [...] we ultimately expect [...] not just some recompense for our contribution, but the validation of our status as subjects.” (S. 156). Genau diese emotional wertvolle, zwischenmenschliche Anerkennung ist aber in der modernen, weitgehend 'anonym' funktionierenden Gesellschaftsordnung für einen erheblichen Teil der Menschen nicht in ausreichendem Maße zu erlangen. Dies wurde bekanntlich schon von vielen Theoretikern als Ursache für negative soziale Erscheinungen gerade im Bereich

individueller Devianz und Pathologie postuliert, und führt die Autoren zur Debatte um die Etablierung einer „kulturellen und sozialen Mindestbeteiligung“ (S. 159), welche nicht nur im materiell-ökonomischen Sinn zu verstehen sei, als mögliche, strukturell wirksame Maßnahme auch zur Reduzierung der Suizidzahlen in unseren 'entwickelten', europäischen Gesellschaften der Gegenwart.

Kapitel 9 – „And yet Women Survive ...“, S. 161-178 – thematisiert schließlich die bis dahin nicht systematisch erörterte, basale Differenzierungsvariable „Geschlecht“. Baudelot und Establet unterstreichen hier die weitgehende Homogenität des Befundes einer enormen 'Übersterblichkeit' der Männer durch Suizid im Vergleich zu Frauen, auch bei international vergleichender Betrachtung, heben aber auch wichtige Ausnahmen, wie China, Indien und Sri Lanka, hervor, wo die Differenzen weniger stark ausgeprägt sind bzw. sich sogar, im Falle mancher chinesischer Regionen, umkehren. Sodann werden die Einflüsse von – traditionellen wie modernen – Familienstrukturen auf das suizidale Verhalten eingehend diskutiert, wobei auch ethnologische Befunde aus 'archaischen' Gesellschaften beigebracht werden (Neu-Guinea, S. 173f.).

Das (wiederum unnummerierte) Abschlusskapitel (S. 179-195) widmet sich der Frage, welche 'Lektionen' die sozialwissenschaftliche Beschäftigung mit Suizid für die Soziologie insgesamt bereithält: Hierzu resümieren die Autoren mit Blick auf die komplexe Verursachung von Suizid als individueller Erscheinung: „Sociology doesn't explain everything“ (S. 181), verweisen aber auch auf das spezifische Erkenntnispotential derselben gegenüber Individuum-zentrierten Herangehensweisen, wie sie besonders in der Medizin dominieren. Abschließend werden noch einmal die drei Faktoren ökonomischer Wohlstand, soziale (Des-) Integration und Selbstachtung in ihren Interferenzen im Verlauf des Modernisierungs-Prozesses und den resultierenden Folgen für das Phänomen der Suizidalität betrachtet, mit dem bedrückenden Befund, dass die gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte das Suizidrisiko gerade der jungen Alterskohorten ansteigen ließen. Baudelot und Establet schließen mit der Empfehlung an die Suizidforschung, die Auswirkungen ökonomischer Veränderungen – insbesondere der neoliberalen Globalisierungsagenda – auf kulturelle Strukturen, sei es auf der Ebene einzelner Länder oder im Rahmen der 'Weltgesellschaft', stärker in den Blick zu nehmen.

Die Relevanz dieser Ausführungen gerade auch für historische Perspektivierungen des Phänomens Suizid ist, denke ich, offensichtlich, so etwa, wenn man sich für die auffälligen Diskrepanzen zwischen vormodernen und modernen Gesellschaften interessiert, was die politische und gelehrt-intellektuelle Wahrnehmung von Suizidalität als Problem betrifft. Auch für Untersuchungen, die primär sozialstrukturelle und kulturelle Differenzen innerhalb einer bestimmten historischen Phase im Hinblick auf suizidales Verhalten in den Blick nehmen wollen, kann das vorliegende Werk zweifellos von erheblichem Wert sein, und dies sicher nicht nur im Bereich der 'neueren und neuesten Geschichte', obwohl diese im Fokus der beiden Autoren steht.

Insgesamt handelt es sich nach meinem Dafürhalten um eines der wichtigsten neueren Werke sozial- und kulturwissenschaftlicher Orientierung zum Thema 'Suizid' aus kontinentaleuropäischer Provenienz, sodass einem früheren Rezensenten durchaus zugestimmt werden kann, welcher die Studie so charakterisierte: „This book is essential reading for anyone who is interested in understanding how society can increase suicide risk and [how it can] protect from suicide.“ (Brian Mishara).

Gerade was die sprachliche und formale Ebene betrifft, sind jedoch, auch einige Monita unvermeidlich: Nicht selten scheint eine gewisse Inexaktheit im Ausdruck in der französischen Originalausgabe, etwa was die Wiedergabe von Berufsklassifikationen betrifft, durch die Übersetzung ins Englische noch gemehrt worden zu sein. (vgl. bes. S. 132-139) Auch Formulierungsfehler im Original wurden bei der Übersetzung ins Englische nicht korrigiert bzw. um neue vermehrt, sodass das Sinnverständnis beim Lesen an manchen Stellen erheblich beeinträchtigt wird (z.B. S. 20, 135), und der mutmaßlich intendierte Aussagegehalt mühsam rekonstruiert werden muss. Auch sind an einigen Stellen faktische Inkorrektheiten zu finden, etwa in Bezug auf die Höhen von nationalen Suizidraten (S. 37) oder die Werte von Korrelationskoeffizienten (S. 131); teils sind diese wohl auf schlichte Tippfehler zurückzuführen – was sie umso ärgerlicher erscheinen lässt, da bei weitem nicht jedem Leser aufgrund von methodologischen und/oder inhaltlichen Vorkenntnissen eine richtigstellende Lektüre zugetraut werden kann.

Dennoch ist das rezensierte Werk zweifellos eine Empfehlung für alle an „Suizid“ als Forschungsgegenstand Interessierten; bei der Rezeption von faktischen Details gilt es aber, Vorsicht walten zu lassen. Für mögliche neue Auflagen der Studie oder auch eine etwaige Übersetzung ins Deutsche bleibt aber zu wünschen, dass man sich von Seiten der Autoren oder sonst kompetenter Personen dieser ja vergleichsweise leicht behebbaren Defizite annehmen möge.